

Aber wir waren beide ganz eigene Köpfe [«Sturköpfe», souffliert Matthias], und ich musste das dann bleiben lassen.»

Heute sind Susanne und Matthias kurz davor, den Verlag als «Werkstatt» neu zu gründen. «Der Name soll auch besagen, das wir uns als Plattform oder kreative Werkstatt verstehen, in der Leute, die mit indischer Literatur zu tun haben oder zu tun haben wollen, mitmachen können. Sie können sagen, ich kenne eine Autorin, die ist total toll, ich nehm' das in die Hand, bemü' mich um Übersetzung, und wir können die Infrastruktur, die wir haben, zur Verfügung stellen.» Wie kollektive Entscheidungsprozesse aussehen, wird sich zeigen: «Das müssen wir in der Praxis sehen, was wir tun, wenn einer einen ganz anderen Geschmack hat als eine andere.»

Die Arbeit, die der Vater geleistet hat, treten Susanne und Matthias als materielles und immaterielles Erbe an. Da sind Bücher, die sie in ihre Lotos Werkstatt übernehmen werden, und da ist ein reichhaltiger Fundus an Wissen und Kontakten. Um auszuloten, ob die alten Bekannten ihre Begeisterung teilen würden, traten die beiden im letzten Herbst eine gemeinsame Indienreise an. Der Reisebericht ist kurz: «Wir haben ziemlich unvorbereitet viele alte Freunde und viele neue Leute kennengelernt. Und wir sind mit offenen Armen empfangen und sehr bestärkt worden.»

Im Laufe des Jahres geht es also los mit Lotos 2.0. Wie das Programm genau aussieht, wird noch nicht verraten. Zwischen diesem «ersten Presseinterview» und dem ersten Erzählband (denn das Genre der Erzählung zu fördern, liegt Matthias Beer am literarischen Herzen) muss schließlich auch noch ein Berg an Bürokratie überwunden werden. Förderungen beantragen, Übersetzer_innen beauftragen, Kontakte zum Buchhandel konkretisieren und einen gemeinsamen Rhythmus finden. «Wir haben bei unserem Vater viel beobachtet, aber wenn wir jetzt neu anfangen, müssen wir dennoch das meiste erst lernen, machen viele eigene Fehler und haben auch sehr viel Spaß.» Was rauskommen wird? Indische Literatur, ins Deutsche übertragen. Ein Panorama der Vielfalt, nach Geschmack der Lotos-Werkstattarbeiter_innen. Kein Versuch, alles abzudecken. Kein Versuch, zu bestimmen, was «Indien» ist. Sondern eine Auswahl «aus der Tiefe der Literatur, in der man über die Menschlichkeit der Erzählung einen Zugang zur Kultur finden kann». Auf diesen multiplen Brückenschlag dürfen wir uns freuen.

Lisa Bolyos

Arash T. Riahis neuer Film «Nerven Bruch Zusammen» im Kino

Die Geschichten wiederholen sich

Arash T. Riahis einfühlsame Dokumentation über die Bewohnerinnen des Hauses Miriam, ein Übergangwohnheim der Caritas für obdachlose Frauen, führt uns einen Mikrokosmos der dramatischen Schicksale vor Augen und kommt dabei sehr gut ohne Betroffenheitsduselei aus.

«Ich habe meine Protagonist_innen gern», resümiert Arash nach zirka einer Stunde des Plauderns mit Rula, einer der porträtierten Frauen in «Nerven Bruch Zusammen», die außerdem noch die Titel(er)finderin des Films ist. Ursprünglich aus Syrien nach Österreich gekommen, kämpfte sie am Beginn der Dreharbeiten noch sehr mit der deutschen Sprache und überraschte Arash immer wieder mit kreativen Wortverdrehungen, wie: «Mein Mann hat Telefon-Blödsinn gemacht.» Allein die Fähigkeit, solche Inputs als titelgebend zu erkennen, zeigt schon, welche Aufmerksamkeit der Regisseur Arash T. Riahi den Frauen entgegenbringt und wie sie sich wiederum zwischen ihren Stationen der Not und des Elends mit à la longue wachsendem Selbstbewusstsein selbst in den Film einbringen konnten. Die ältesten Aufnahmen in «Nerven Bruch Zusammen» stammen aus Arashes Zivildienstzeit in den Jahren 2000 bis 2001. Gut zehn Jahre später kehrt er zurück ins Haus Miriam, findet Frauen von damals und andere, die später kamen. «Ich habe mir vorher die alten Aufnahmen angeschaut und wollte wissen: Wiederholen sich die Geschichten, oder ist die Welt anders geworden? Die Conclusio ist eigentlich, dass sich nicht viel verändert hat. Probleme wie Partnerverlust, Krankheit oder Delogierung sind universell.» Seine Filme beschreiben

immer eine Welt, in der er sich eine Zeit lang aufgehalten hat und sich auskennt. Wo bleibt da die vielzitierte Distanz, wenn man selbst mitten drin ist? «Mich interessiert die Distanz nicht. Ich vertraue meinem Gefühl und der Tatsache, dass ich den Rohschnitt genügend Freunden und Leuten zeige, und falls einmal die Distanz nicht gewahrt werden sollte, machen die mich darauf aufmerksam.» Über Distanz wird im Journalismus immer gesprochen. Deshalb hat es Arash auch in der aktuellen Kulturabteilung beim TV nur zwei Monate ausgehalten. «Ich will nicht unparteiisch sein. Ich mache Filme über Leute, die ich gern habe, und ich bin auf ihrer Seite.»

So wie in Karin Bergers und Eva Brems Buch «Am Anfang war ich sehr verliebt» (Mandelbaum Verlag Wien 2008) Frauen, die in Frauenhäusern waren, selbst von Liebe, Gewalt und Neubeginn erzählen, so behutsam und auf leisen Sohlen begleitet Arashes Kamera den Alltag dieser Frauen, überlässt ihnen die Kamera quasi als Sprachrohr in die Außenwelt und auch in die Welt derer, die therapeutische oder Sozialberufe lernen wollen. Eben dieser liebevolle Umgang mit Protagonist_innen war schon 2004 bei den «Souvenirs des Herrn X», einem Film über die hiesige Amateurfilmszene, und noch intensiver 2006 bei Arashes Familienzusammenführungs-Dokumentation «Exile Family Movie» auf der Leinwand bestens sichtbar und vor allem umarmungs- und tränenreich. Jeder hat seine Familie irgendwie gern, könnte man einwenden. Aber eine in alle Welt zerstreute persische Familie hat sich anders gern als eine Klein-, Rumpf- oder Patchworkfamilie im jüngst mit gemeinsamen

«Mich interessiert die Distanz nicht.» Regisseur, Ideengeber und Kameramann (links) – Protagonistin, Titelgeberin und Kamerafrau (rechts)



FOTO: DAGMAR HAER

Fortsetzung auf Seite 26

Fortsetzung von Seite 25

Obsorgezwang wieder ins Emanzipationsmittelalter zurückgeworfenen Österreich. Umarmungen und Tränen gibt es auch im Frauenwohnheim. Wenn Daniela zum Beispiel nach zermürbenden Exekutionsverfahren und rechtlichen Streitereien um die Begleichung von Lagerkosten endlich vor ihrer gesamten in Umzugskartons verpackten Habe steht und die Bilder ihrer Kinder findet. Das Thema des Getrenntseins von den eigenen Kindern zieht sich durch die Schicksale in Frauenhäusern, einer Welt, wohin naturgemäß kein Mann Zugang hat. Eben. Wie ging es, dass Arash T. Riahi ausgerechnet dieses Los zog? «Als ich meinen Zivildienst ableisten sollte, konnte ich meine Präferenzen angeben, und ich dachte eigentlich an eine Arbeit bei der Flüchtlingshilfe», erzählt der als Kind aus dem Iran geflüchtete Regisseur, der jenen Teil seiner eigenen Lebensgeschichte in seinen ersten und weltweit gefeierten Kinospielefilm «Ein Augenblick, Freiheit» verwoben hat, «aber da gab's nur eine Stelle, und die war schon vergeben. Es ist ein bisschen wie auf einem Sklavenmarkt: Da sitzen 20 junge Burschen, und die Leiter_innen der verschiedenen Institutionen sind da und suchen sich ihren Zivildienner aus.» Also bekam Arash den Job im Übergangwohnheim Miriam, wo im Unterschied zu den geheimen Frauenhäusern, wo Männer überhaupt keinen Zutritt haben, außer zirka 40 Frauen unterschiedlichsten Alters nur ein paar ehrenamtliche Glühbirnenauswechsler oder Reparateure anderer Kleinigkeiten aus- und eingingen.

«Dort war vorher noch nie ein Zivildienner mit migrantischem Hintergrund», so Arash weiter, «sie wollten das einfach mal ausprobieren.» Das ist das Stichwort für Rula zu erzählen, warum sie Arash so ins Herz geschlossen hat: Damals, als sie noch um das Sorgerecht für ihre beiden Töchter aus erster Ehe kämpfte, fühlte sie sich von Gott und dem Jugendamt im Stich gelassen. Arash borgte ihr eine Kamera, damit sie bei einem Termin ihrer Kinder mit einem Psychologen mitfilmen und nachher beweisen konnte, dass die bösen Behauptungen des Vaters, sie sei eine schlechte Mutter und würde ihre Kinder misshandeln, völlig aus der Luft gegriffen waren. Die Entfremdung der Mädchen von ihrer Mutter konnte das zwar nicht verhindern, «ich habe aber eine Balance gefunden in meinem Leben», sagt sie jetzt. Nach dem Nervenzusammenbruch bauen Frauen gemeinsam für jede ein neues Nervenkostüm zusammen.

Dagmar Haier



Die häufigsten Gründe für den Aufenthalt der Frauen im Haus sind Delogierung, Partnerverlust, körperliche und geistige Misshandlungen, Drogensucht, fehlende Aufenthaltsgenehmigungen und psychische Erkrankungen. Die Frauen werden regelmäßig von Sozialarbeiterinnen betreut. Männer und Kinder dürfen nur zu Besuch in das Heim.

Nerven Bruch Zusammen/Everything will not be fine
Dokumentarfilm (Ö 2012, 94 min.)
Premiere: 1. 3. im Stadtkino Wien
Schwarzenbergplatz 7-8
1030 Wien

Bolyos und Morawek dokumentieren
erinnerungspolitische Kunstinterventionen

Weggeschleuderte Hitlerköpfe

Jedes Dorf hat zumindest ein Ding, wo das Raiffeisenlogo drauf ist (sei es die Bankfiliale oder die Tafel zum Waldlehrpfad), und jedes Dorf hat etwas, worum sich der Kameradschaftsbund kümmert. In der Regel ist das ein pronazistisches Kriegerdenkmal. Bei der Lektüre von Lisa Bolyos' und Katharina Moraweks Buch über künstlerische Interventionen auf dem Feld der NS-Zeit-Erinnerungs-Politik musste mir der «Spinner von Kleinebersdorf» (Bezirk Korneuburg) einfallen, der Herr Erwin Prause.

Obwohl ein guter Teil seines Pensionistenlebens gewissermaßen ausgefüllt ist mit der Negation des kameradschaftsbündischen Quasi-Monopols der Erinnerungsarbeit auf dem Land, steht er völlig außerhalb des Kunstdiskurses, dessen Teil auch das beschriebene Buch ist, völlig außerhalb des aufgeklärten «Milieus», das um die Kontinuitäten des Nationalsozialismus sieben Jahrzehnte nach seinem vermeintlichen Verschwinden Bescheid weiß und dagegen ankämpft.

Der Drall von Erwin Prauses Engagement wird durch eine Aufschrift deutlich, die den Kernbereich seines Privatmuseums (das gleichzeitig sein Wohnhaus ist) kennzeichnet: «1. Alliiertes Fliegermuseum 1945» steht auf einer Tafel. Sie verrät einen ungehörigen Respekt vor «unserem Feind». Tatsächlich, die Besatzungen der Flugzeuge der Alliierten, die im Kampf um die Befreiung Österreichs gefallen sind, gelten nicht nur in diesem Landstrich immer noch als Feinde, und als solche haben sie in der vom Kameradschaftsbund bestimmten Erinnerungskultur keinen Wert. «Ich wär nicht der Spinner, sondern der Kaiser vom Dorf, wenn ich mich brav mit den deutschen Flugzeugen beschäftigt hätte, mit den unsrigen, wie die Leut' heute noch sagen», berichtete der betagte «Museumsdirektor» damals dem Augustin. Er geniere sich für seine Landsleute, die zwischen Poysdorf und Staatz einen englischen Piloten erschlagen hatten, nachdem er sich aus seiner abgeschossenen Maschine retten konnte. Für Menschen wie ihn gäbe es weit und breit kein Denkmal – mit Ausnahme seines Museums, in dem Teile der abgeschossenen Flugzeuge ausgestellt sind.

Herr Prause tut, was er tut, ohne jeden künstlerischen Anspruch, und mit Sicherheit hat er sich noch nie die Frage gestellt, wie er dem Anliegen künstlerischer Intervention und dem Ziel antinazistischer Mahnmal-Pädagogik gerecht wird, die im Buch so formuliert werden: «... die geschichtsrevisionistische Hegemonie im ländlichen Österreich zu brechen und mehr friedensorientierte und vor allem antivölkische Denkmäler zu errichten.» Prauses Museum ist ein Unort aller Pädagogik und ein Unort aller Kultur. Darum kommt er auch im Buch logisch nicht vor.

Das Holzpferd sagt mehr als 100 Transparente

Im Text «Von Helden und Opfern» stellt Dieter Behr die Frage, warum Linke, die der hegemonialen Gedenkkultur kritisch gegenüber stehen, bis heute ländliche Gebiete in der Regel nicht als Betätigungsfelder antivölkischer Interventionen betrachten, warum also den kameradschaftsbündischen Installationen, die Soldaten der deutschen Wehrmacht zu gedenkwürdigen Opfern machen, nahezu unwidersprochen die prominentesten Plätze der jeweiligen Gemeinde zur Verfügung standen und stehen. Das Buch lobt die Tat einer «Gruppe unbekannter Eingreifender», die in einer rheinland-pfälzischen Gemeinde den Kopf einer Reiterstatue, dessen Gesicht dem von Adolf Hitler glich, zunächst durch eine Einschaltung unkenntlich machte, um ihn schließlich ganz vom Reiterkörper abzutrennen, nachdem die Gemeinde die Verschaltung wieder entfernt hatte. Das Kapitel enthält ein Resümee der Ausstellung «Verbrechen der Wehrmacht», erinnert